


The background of the cover is a painting of a landscape. In the foreground, a person is walking on a rocky, grassy shore. The middle ground shows a body of water with a small boat. The background is a vast, hazy landscape with rolling hills and trees, rendered in warm, golden-yellow and brown tones. The overall style is reminiscent of 19th-century landscape painting.

Friedrich Regius  
*Die Zellers –  
Wanderer in  
Zeit und Raum*

(1480–2014)

Roman

BAND II

 edition fischer

Friedrich Regius  
Die Zellers – Wanderer in Zeit und Raum  
(1480–2014)

Friedrich Regius

*Die Zellers – Wanderer  
in Zeit und Raum*

(1480–2014)

BAND II

Roman



edition fischer

Die handelnden Personen des Romans sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit und Namensgleichheit mit lebenden Personen wäre unbeabsichtigt und rein zufällig. Frei gestaltet sind auch die Beziehungen zu Persönlichkeiten des jeweiligen Zeitgeschehens, deren Namen im Personenverzeichnis kursiv gedruckt sind.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 by edition fischer GmbH  
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main  
Alle Rechte vorbehalten  
Schriftart: Minion 10 pt  
Herstellung: ef/bf/2B  
ISBN 978-3-86455-187-1 PDF

## Inhalt

<i>Christoph Zeller – Der Autist</i> .....	7
<b>Erster Teil: Die Familie im Haus unterm Philosophenweg</b> .....	9
Rückblende: Der Vater Thomas und der Hong-Kreis.....	9
Sein Studienfreund: Theo Blauth .....	13
Die Mutter Dorothea .....	16
Die schmerzhafteste Erkenntnis: Ein autistisches Kind .....	20
Onkel Erwin und Christoph .....	28
Freigeschwommen im Schultheater .....	54
Erste Liebe – ohne Hoffnung .....	66
<b>Zweiter Teil: Die Welt als pädagogische Provinz? – Christoph in ferner Nähe</b> .....	98
Traditionelle Wirtschaft und beschleunigte »Moderne«:	
In den Emiraten am Golf und in Oman.....	106
Das Scheitern einer Entführung .....	116
Eine Rettung aus dem Kabulfluss .....	125
Begegnungen in Afghanistan: Der Malek.....	133
Der »Emir« der Glaubenskämpfer .....	138
Australien: Loretta – Streiterin für die Sache der Eingeborenen .....	145
Im Outback – ein »Superreicher« in Not .....	158
<b>Dritter Teil: Versuchungen im Silicon Valley</b> .....	172
Ein Milliardär als Lehrer praktischer Ökonomie.....	181
Die Jungs vom »Strategie-Team«.....	194
Afrika: Erste Eindrücke – der Orden der »Weißen Väter«.....	200
Ruanda (1990) – eine »Afrikanische Schweiz«? .....	203
Die Doktorarbeit: Ursachen und Folgen europäischer Kolonialpolitik.....	212
Der Völkermord in Ruanda (1994) – Schulterzucken der Weltgemeinschaft .....	233
<i>Macht</i> über die oder in den Verhältnisse(n)? .....	242
In Moskau.....	247
Asienkrise hausgemacht? .....	256
<b>Vierter Teil: Rebekka</b> .....	273
Der Sprung von der Mauer .....	273
Ein verkappter Antrag? .....	280
Nach langen Jahren Wiedersehen in New York.....	285
Nur ein sinnloser Streit aus Eifersucht und Sturheit?.....	326
Das Fernsehinterview und seine Folgen .....	338
Die Hochzeit gemeinsamer Freunde .....	356
Endlich zusammen .....	367

Epilog.....	379
Glossar.....	383
Personenregister.....	386
Stammbaum.....	389

# *Christoph Zeller – Der Autist*





## Erster Teil: Die Familie im Haus unterm Philosophenweg

Philosophenwege gibt es in Deutschland mehr als drei Dutzend – von Regensburg im Süden bis nach Wismar im Norden. Der Heidelberger Philosophenweg bietet den schönsten, nicht umsonst von Hölderlin und Eichendorff gerühmten Ausblick. Der Tübinger Philosophenweg ist dafür einer der längsten und zugleich Heimstatt eines Museums mit bemerkenswerten Ausstellungen. »Unterm Philosophenweg« beschreibt nur die Lage des kleinen Seitenweges, an dessen Ende das Haus steht, von dessen Bewohnern künftig die Rede ist.

### *Rückblende: Der Vater Thomas und der Hong-Kreis*

An einem der letzten Tage des Jahres 2007 grub Thomas Zeller, pensionierter Tübinger Professor für Wirtschaftsgeschichte, auf dem Dachboden des Hauses am Hang unter dem Philosophenweg in Papieren seines verstorbenen Onkels Erwin Zeller. Im Amerika der Goldenen Zwanziger war der Onkel zu Geld gekommen. Augenscheinlich durch Kunst- und Antiquitätenhandel sowie durch andere Geschäfte, die etwas im Dunkeln blieben. Es gab bisher keinen Grund, weiter nachzuforschen. Schließlich hatte der Onkel noch zu Lebzeiten ihm und Dorothea das Haus übertragen, damit sie beide mit ihren Kindern das über der Haustür stehende Motto – »Porta patet – Magis cor« (Das Tor steht offen – noch mehr das Herz) – endlich mit Leben erfüllten.

Den Anstoß, in des Onkels Papieren zu neuen Erkenntnissen zu kommen, kam jetzt von außen – von Organisatoren der Nobelpreisträgertagungen in Lindau am Bodensee. Bei deren Treffen im nächsten Frühjahr sollte er einen Vortrag über die Weltwirtschaftskrise halten, die im Oktober 1929 begonnen und neben ihren weltweiten wirtschaftlichen Folgen politische Verwerfungen in den USA und in Europa, besonders aber in Deutschland verursacht hatte.

Er wusste nicht, wem er die Einladung verdankte und hatte bisher gezögert, sie anzunehmen. Hatte ein Mitglied des ehemaligen Hong-Kreises seinen Namen ins Spiel gebracht? Jener informelle Kreis bestand seit den 1980er Jahren. Er kam mehrere Male im Jahr zusammen und diskutierte über Themen, die die Grenzen der Fächer überstiegen ohne völlig ins Unbestimmte abzugleiten. Ein Kollege, der an Universitäten in Peking und Shanghai als Gastprofessor gelehrt hatte, gab dem Kreis den Namen »Hong«, was im Chinesischen sowohl »Regenbogen« wie – mit anderen Zeichen – »Rot« bedeutet. Das Erste, so begründete er seinen Vorschlag, bezeichne nicht nur das Spektrum der im Kreis vertretenen Fächer und der diskutierten Themen, sondern auch die Buntheit des äußeren Bildes, das die chinesische Gesellschaft in den Jahrzehnten seit Maos Tod biete. Das Rot stehe für den glühenden Willen der »Reformer« um Deng Xiaoping und dessen Nachfolger die technisch-wissenschaftliche Modernisierung Chinas voranzutreiben, aber auf keinen Fall dessen Liberalisierung nach dem Muster der westlichen kapitalistischen Demokratien zuzulassen. Das war eine der Fragen, mit denen sich der Hong-Kreis von Zeit zu Zeit beschäftigte: Wie würde China künftig seine sprunghaft wachsende wirtschaftliche Macht und die damit verbundenen wissenschaftlichen und technischen Fähig-

keiten nutzen? China als Weltmacht: Wäre das nichts anderes als die Rückkehr zu den Zeiten vor dem von England begonnen ersten Opiumkrieg 1839/40, mit dem die mehr als ein Jahrhundert dauernde Demütigung und Entrechtung des Landes durch den Westen und später auch durch Japan begonnen hatte? War aber nicht auch die traditionelle auf Ost- und Südostasien beschränkte Selbstgenügsamkeit Chinas ein Hauptgrund für die zeitweilige Ohnmacht im 19. und 20. Jahrhundert? Hatte nicht Deng selbst in seinen Reden für die Öffnung des Landes mit dem Argument geworben, die in den Jahrhunderten zuvor geübte Abschließung des Landes habe »Armut und Ignoranz« zum Resultat gehabt?

Schon Adam Smith hatte im späten 18. Jahrhundert in seiner Studie über den Wohlstand der Nationen auf das durch ein rasches Bevölkerungswachstum verstärkte wirtschaftliche Elend Chinas hingewiesen.

Diese und andere Erkenntnisse des Kollegen, der dem Kreis den Namen gegeben hatte, führten zu einer lebhaften Diskussion, weil es inzwischen Mode geworden war, China unter den sehr lang regierenden Kaisern der Ch'ing-Dynastie (K'ang-hsi und Ch'ien-lung) im 17. und 18. Jahrhundert zur einzigen Weltmacht zu erklären, obwohl die riesige Bevölkerung dort inzwischen auch zu einer Last geworden war.

Aber der Kreis diskutierte nicht nur über Themen der Geistes- und Sozialwissenschaften, deren Institute in Tübingen im Tal hockten, während die Naturwissenschaften auf den Hängen im Nordwesten und Norden thronten. Es gab immer wieder Versuche, die beiden »Kulturen« in einen engeren Zusammenhang zu bringen.

So hatte vor Jahren ein Physiker die Runde mit der Frage provoziert, warum seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert mehrere Dutzend international bekannter Physiker, darunter fünfzehn Nobelpreisträger, sich öffentlich zu philosophischen Themen geäußert hätten, während ähnliche Anstrengungen von prominenter philosophischer Seite – mit Ausnahme einiger Vertreter der analytischen Philosophie – weitgehend ausgeblieben seien. So habe auf der Solvay-Konferenz der Physiker in Brüssel im Herbst 1927 die Kopenhagener Deutung der Quantentheorie ihre Feuerprobe bestanden. Im Jahrzehnt zuvor habe schon Albert Einstein mit seiner Allgemeinen Relativitätstheorie durch die Verleihung des Physik-Nobelpreises internationale Anerkennung erfahren.

Im gleichen Jahr wie die erwähnte Physiker-Konferenz habe Martin Heidegger sein Hauptwerk *Sein und Zeit* veröffentlicht. Im Unterschied zur klassischen Philosophie von Aristoteles bis Kant und Hegel, die sich mit Metaphysik, Physik und Mathematik – vom dreidimensionalen Raum der Geometrie des Euklid bis zu den Gravitationsgesetzen Isaak Newtons – beschäftigte, habe sich Heidegger weder in *Sein und Zeit* noch später mit dem durch die moderne Physik tiefgreifend veränderten Bild der Welt philosophisch auseinandergesetzt. Schließlich hatte die Relativitätstheorie alte Fragen neu aufgeworfen: Ist der *Raum* endlich oder unendlich? Was wird vor dem Anfang der *Zeit* gewesen sein, was wird an deren Ende geschehen? Oder gibt es weder Anfang noch Ende der *Zeit*? Die auf den neuen Erkenntnissen sich gründende Technik blieb für Heidegger ein *Ge-stell*, vor dessen Folgen die Menschheit nur durch »einen Gott gerettet« werden könnte. So erläuterte er in seinem bekannten *Spiegel-Gespräch* mit Rudolf Augstein, das erst nach seinem Tod veröffentlicht werden durfte, seine Ängste vor dem Nichts, die er in den Jahren zuvor hinter Kunstworten, Zirkelschlüssen und Sprachspielen versteckte. Damit gab er auch den Anspruch auf, Philosophie als theoretische Wissenschaft zu betreiben. Der Widerspruch gegen diese Anklage blieb nicht aus.

Nicht alle Einwände waren so platt wie der, dass Heidegger in seiner Ablehnung des »Judentums« wegen dessen angeblicher »Wurzellosigkeit« und »Begabung« für das »Rechenhafte« sich auf die Relativitätstheorie des Juden Einstein nicht habe einlassen können.

Als wenn Max Planck, Max von Laue, Nils Bohr, Werner Heisenberg usw. nicht anderer Herkunft gewesen wären!

Von mehr Gewicht schien der Hinweis auf Heideggers Warnung in den »Holzwegen« (1950) zu sein: Danach führe die technisch-ökonomische »Bemächtigung der Welt« zu einer Form des »Verbrauchs« sowie der »Vernutzung« und der »Verwüstung«, deren Folgen sich seither in den abgeholzten Regenwäldern, in den überfischten Meeren und in der Veränderung des Klimas zeigten.

Dem wurde entgegengehalten, daß Heidegger wenig später (1953) in der Herausgabe seiner Mitte der dreißiger Jahre gehaltenen Vorlesungen zur »Einführung in die Metaphysik« unverändert von der »inneren Wahrheit und Größe dieser [nationalsozialistischen] Bewegung (nämlich mit der Begegnung der planetarisch bestimmten Technik und des neuzeitlichen Menschen) ...« gesprochen habe. Kein Wort habe er darüber verloren, daß die Nazis inzwischen mit dem industriell organisierten Völkermord die Spitze menschlicher Barbarei erreicht hätten.

Als eingeworfen wurde, wieviel dennoch die französische Philosophie – nicht nur der Existentialismus Jean Paul Sartres (»Das Sein und das Nichts«), sondern auch Jacques Derridas Dekonstruktivismus – dem Denken Heideggers verdanke, verlor die Debatte ihre Schärfe. Denn der Einwurf führte mit einer Prise Ironie zu Heinrich Heine. Er hatte in seiner *Geschichte der Religion und der Philosophie in Deutschland* (1835) nicht wenig die französische Neigung bespöttelt, in einer gewissen romantischen Germanophilie die deutsche Philosophie ihrer spekulativen Tiefe wegen zu bewundern. Für die Politik, so klärte er das französische Publikum auf, taue diese Philosophie wenig, weil sie sich zu sehr in die Festung der eigenen Ideen eingeschlossen habe.

Nicht immer wurde von so »hoher« Warte aus das Verhältnis von Natur- und Geisteswissenschaften beleuchtet. Auch auf den ersten Blick bescheidenere Fragen wie der in der Biologie noch nicht völlig entschlüsselte Weg der Blume vom Laubblatt zur Blüte war im Hong-Kreis auf nachhaltiges Interesse gestoßen. Forschungen vor Ort hatten dazu entscheidend beigetragen. Schon in den 1930er Jahren hatten die Tübinger Botaniker Erwin Bünig und dessen Mitarbeiter herausgefunden, dass manche Gewächse nur blühten, wenn die Tage länger wurden. Andere bevorzugten kürzere Tage. Versuche, den Tag-Nacht-Rhythmus durch künstliches Licht zu verändern, führte zur Erkenntnis, dass nicht nur die Dauer der Beleuchtung, sondern auch deren Zeitpunkt den Ausschlag gab.

In den Jahrzehnten nach dem Krieg wurde am Tübinger Max-Planck-Institut für Entwicklungsbiologie, das von Georg Melchers geleitet wurde, eine Erklärung für den komplexen Prozess vom Blatt zur Blüte erarbeitet: Ein Blühormon, das sogenannte *Florigen*, würde die Laubblätter an der Spitze des Sprosses zur Blüte umprogrammieren. Später wurden weitere Gene an der Spitze der Pflanzentriebe ausgemacht, die sowohl die Aktivierung der Blüten in den Blättern, deren Abläufe wie die damit verbundenen Kontrollmechanismen steuerten. Wie Thomas Zeller einem Briefwechsel seines Onkels Erwin mit Melchers aus den 1960er Jahren entnehmen konnte, hatte dieser bei einer Neuanlage der Blumenrabatte in seinem großen Garten dessen Rat gesucht. Melchers war Sozialdemokrat – ein in der damaligen Zeit für Wissenschaftler von Rang eher ungewöhnliches Engagement. Der Führung seiner Partei – noch immer ihrem wissenschaftsgläubigen Erbe verhaftet –, versuchte er deren Übermaß an Respekt gegenüber sogenannten »führenden Gelehrten« auszureden. Dies bedeutete, wie er einmal einem Spitzengenossen schrieb, nichts anderes als »führende Schuster, Schneider und Handschuhmacher«. Bis ins hohe Alter nahm Melchers an den Diskussionen des Kreises teil.

Forschungen wurden aber nicht nur in Max-Planck-Instituten betrieben. Viele Professoren

an der Universität sahen hier wie anderswo auch ihren Ehrgeiz darin, zusammen mit Kollegen aus anderen Fächern an Sonderforschungsbereichen mitzuwirken, die durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, d. h. überwiegend durch Mittel des Bundes, finanziert wurden. So gab es in Tübingen seit Ende der 1990er Jahre ein Projekt, das Kriege, deren Erfahrungen und Folgen für Opfer und Täter vom Dreißigjährigen Krieg bis in die Zeit des Kalten Krieges untersuchte. Wie zumeist bei Themen der jüngsten Geschichte war die Diskussion im Hong-Kreis über die Folgen des prekären *Friedens durch Abschreckung* für die Gesellschaft in West und Ost politisch eingefärbt. Das schien zunächst nicht für die einleitenden Bemerkungen eines der am Projekt beteiligten Kollegen zu gelten, die überwiegend sachlich gehalten waren. Als er aber von den Realitätsverzerrungen sprach, die nicht nur spätestens bei Beginn eines »heißen« Krieges in der Wahrnehmung des jeweiligen Gegners eintreten würden, sondern diese auch für die Zeit des »Kalten« Krieges vorhanden seien, erntete er sogleich Widerspruch von einem Kollegen, der sich Verdienste um den Auf- und Ausbau der Friedens- und Konfliktforschung erworben hatte und nicht zu den »Falken« in der Einschätzung dieser komplexen Materie zählte: Eine solche Gleichsetzung von West und Ost auf diesem Feld sei zu einfach. Diese erinnere ihn an die Haltung eines bekannten Philosophen, der in seiner Jugend vor der Verfolgung durch die NS-Diktatur habe fliehen müssen, in der Debatte über die westliche Nachrüstung bei den Mittelstreckenraketen aber den in der Friedensbewegung dominierenden Nuklearpazifismus unterstützte, weil deren Gegner – d. h. die westlichen Regierungen und die sie tragenden politischen Mehrheiten – zwar auch den Atomkrieg wenn irgend möglich vermeiden wollten, aber nicht unbedingt.

Für den Philosophen sei trotz seiner Erfahrungen mit Diktatur und Krieg das Verhältnis zwischen West und Ost offenkundig symmetrisch.

Dabei war es in doppeltem Sinne asymmetrisch. Der Osten konnte auf die offene Gesellschaft des Westens Einfluss nehmen und nutzte dies auch weidlich aus. Der Westen war weit davon entfernt, die mehr oder minder geschlossenen Gesellschaften des Ostens in gleicher Weise beeinflussen zu können. Den Regierungen im Westen blieb im Grunde nur übrig, durch die Bereitschaft notfalls auch Atomwaffen einzusetzen, die sowjetische Führung von politischen Erpressungen und lokalen Kriegen mit ihren dem Westen überlegenen konventionellen Streitkräften abzuraten. Wenn der Westen verlangte, wenigstens diese zweite Asymmetrie abzubauen, verfiel die sowjetische Führung in ihr »Schweigespiel«, wie ehemalige Sowjetdiplomaten nach dem offiziellen Ende des Kalten Krieges dieses Verhalten in ihren Memoiren kritisierten. Der Kollege von der Politikwissenschaft hatte in ebenso sachlichem wie entschiedenem Ton gesprochen. Seine Argumente waren zwar schwer widerlegbar, lösten aber sehr unterschiedliche Empfindungen aus, weil – wie die Stellungnahmen zeigten – etliche Kollegen aus dem Kreis in der Debatte um die Nachrüstung öffentlich Position bezogen hatten.

## Sein Studienfreund: Theo Blauth

Als er seinem alten Studienfreund Theo Blauth vor Jahren von dieser teilweise erregten Diskussion berichtete, meinte dieser nur: Er selbst habe lange Zeit nach der Abrüstung der Mittelstreckenraketen in Ost und West noch große Mühe gehabt, etlichen seiner Fraktionskollegen das leise Eingeständnis abzurufen, die von ihnen abgelehnte westliche Nachrüstung habe vielleicht doch zum Einlenken Moskaus beigetragen. So sei eben Politik: Das mühsame Bohren dicker Bretter. Der Verweis auf Max Webers *Politik als Beruf*, den Blauth öfter zitierte, half ihm nicht immer.

Es war gewiss nicht das erste Mal, dass Blauth mit seinen Ansichten quer zur Mehrheitsmeinung seiner Partei und seiner Fraktion stand. Es gab von Anfang an Zeiten, wo er bestimmte Strömungen in der Bundesrepublik als blind bis heuchlerisch empfand. Als Thomas ihn 1958 in Göttingen kennenlernte, hatte er gerade der DDR den Rücken gekehrt. Er hatte in Halle schon vier Semester Volkswirtschaft studiert und während der Semesterferien »in der Produktion« gearbeitet. Dabei war er seinen Äußerungen zufolge, durch seine Kritik an Arbeitsbedingungen öfter mit der Betriebsführung zusammengestoßen. Anfangs sei er dabei noch vom Parteisekretär des Betriebs, einem Altkommunisten, unterstützt worden. Als dieser versetzt worden sei und dessen Nachfolger zu jenen Aufsteigern gehörte, die die Betriebsgewerkschaftsleitung als bloßen Transmissionsriemen der Planerfüllung betrachteten und ihre Tätigkeit vor allem auf die Verteilung der Ferienheimplätze beschränkte, habe er sich mit Änderungsvorschlägen nicht nur missliebig gemacht. Ihm sei auch gedroht worden, ihn vom weiteren Studium auszuschließen. Durch seine Flucht war er nicht zum Antikommunisten geworden. Vielmehr hielt er die öffentliche Meinung in der Bundesrepublik, die von der Vorstellung einer monolithischen Herrschaft der Sowjetunion im Ostblock ausgehe, für viel zu einseitig und zu wenig selbstbewusst.

Zehn Jahre später kritisierte er Teile der westlichen Studentenbewegung, die ins andere Extrem des »Anti-Antikommunismus« eingeschwenkt waren und vor lauter »Antis« – Antifaschismus, Antikolonialismus, Antikapitalismus, Antiimperialismus – die Vorzüge verhöhnten, die die vorhandene relativ liberale Demokratie ihnen böten. Die Blindheit gegenüber den mit den Namen Stalin, Mao und Pol Pot verbundenen Regimen des Massenmordes empfand er als pure Heuchelei – besonders gemessen an den Anklagen, die sich pauschal gegen die Generation der »Täter« – d. h. ihre Eltern und Großeltern – richteten. Seine eigenen Eltern hatte er durch den Krieg verloren.

Die links von der Mitte weitverbreitete Auffassung, dass Linke – auch solche in terroristischen Aktionismus Abgeglittene – von Natur aus schuldunfähig seien, hielt er für ein ähnliches Erbübel der späten Bundesrepublik wie in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten deren weitgehendes Beschweigen der NS-Diktatur und des Völkermords an Juden wie an Sinti und Roma.

Vor Monaten hatte er ihm in einer resignierten Stimmung von einer Reise durch afrikanische Länder südlich der Sahara berichtet. In West- und Ostafrika sei der ultraorthodoxe wahabitische Islam aus Saudi-Arabien mit dem Bau von Moscheen und islamischen Instituten zur Indoktrinierung der Hunderte Millionen umfassenden jungen Generation auf dem Vormarsch. Sarkastisch hatte er hinzugefügt: »Da wird es Euer Lokalheiliger, der große Weltethiker Hans Küng künftig noch schwerer haben, die Moslems davon zu überzeugen, dass Mohammed nicht das angeblich »letzte Siegel der Propheten« darstellt, wie auch der Koran sich einreihen muss in die vorhandenen und künftigen Heiligen Schriften der Welt.« Dabei bestritt Blauth

keineswegs, dass die Herausgabe dieser Schriften in fünf Bänden ein außerordentlich verdienstvolles Werk sei. Küng habe nur für den Koran einen etwas merkwürdigen »Überarbeiter« gefunden: Einen zum Islam konvertierten deutschen Diplomaten namens Murad Wilfried Hofman. Der sei ihm schon unangenehm aufgefallen, dass er als deutscher Botschafter in einem arabischen Land eine von ihm, Theo Blauth, geführte Parlamentarierdelegation nicht selbst empfangt, sondern seine Gesandtin schickte, weil er die weiblichen Abgeordneten in der Delegation nicht mit Handschlag begrüßen wollte. Noch kritikwürdiger sei gewesen, dass er das Gebot des Korans »widerspenstige« Ehefrauen zu schlagen, öffentlich rechtfertigte. Durch Erläuterungen in den Fußnoten habe er problematische Aussagen im Koran zu glätten versucht – so die Passage über die »Huris«, die als immer wieder erneuerte Jungfrauen den wahren Gläubigen im Paradies als Gefährtinnen beigegeben sind. Hofman machte jetzt geltend, dass dort auch den weiblichen Gläubigen männliche Gefährten »stets verfügbar« seien – eine in beiderlei Hinsicht bizarre Vorstellung! »Aber der pseudosäkulare Trend« – so Blauths abschließender Befund – »in unserer Gesellschaft, der die Dynamik kollektiv organisierter Religiosität verkennt, erlaubt die Verbreitung solch kindischen Glaubens wie auch den Aufbau von Parallel-, ja selbst von Gegenkulturen, die den Dialog selbst bei uns erschweren, wenn nicht unmöglich machen.«

Thomas hatte dem Freund darauf Pessimismus vorgeworfen. Er erinnerte ihn daran, dass sein heimlicher Heros, der ehemalige Kanzler, für dessen Politik er sich öfter in die Bresche geworfen habe, mit seiner Weltethosrede, die er im vergangenen Frühjahr in Tübingen im Rahmen der von Hans Küng initiierten Veranstaltungsreihe gehalten hatte, sich zu jener aktiven Toleranz bekannt habe, die den Anderen in seinem Anderssein anerkenne. Seine Entwicklung vom Weltökonom zum Sprecher einer Weltökumene sei doch bemerkenswert. Blauth lachte nur und meinte: »Du musst immer das letzte Wort haben!«

All diese Diskussionen waren ihm durch den Kopf gegangen, als er in den Papieren des Onkels nach dessen Aufzeichnungen über die Weltwirtschaftskrise von 1929 suchte. Statt des Erstrebten fand er etwas völlig Anderes. Einen Ordner mit Kopien einer vom Onkel handschriftlich verfassten Geschichte der Zellers von ihren urkundlich belegbaren Anfängen Mitte des 15. Jahrhunderts bis in die 1980er Jahre – also bis kurz vor Onkel Erwins Tod. Das Original dieser Familiengeschichte befand sich offenbar im Besitz seines ältesten Sohnes Christoph. Ihm, als des Onkels bevorzugtem Großneffen, hatte dieser – mit Ausnahme des Hauses – sein ganzes Vermögen hinterlassen.

Mittlerweile war dies schon zwei Jahrzehnte her und hatte weder bei seiner Frau Dorothea und ihm, noch bei Christophs jüngeren Geschwistern Neidgefühle ausgelöst. Eher das Gegenteil! Besonders die Geschwister gingen davon aus, dass Christoph mit dem Geld des Onkels Sinnvolleres anfangen würde als sie selbst.

Der Fund ließ ihn dennoch etwas lächeln. Warum? Der erwähnte Hong-Kreis war nach der Jahrtausendwende durch Krankheit und Tod einiger der älteren Mitglieder sowie durch Wegberufungen, gewiss auch Desinteresse unter den Jüngeren sanft entschlafen. Private Verbindungen und Treffen zwischen einigen der ehemals Beteiligten gab es aber weiterhin. Die letzteren fanden meist bei ihm statt. Der von Onkel Erwin geerbte und gelegentlich von ihm ergänzte Weinkeller wies immer noch ungehobene Schätze auf.

In einer solchen Runde war neulich davon die Rede gewesen, dass es zwar Darstellungen und Chroniken über die Geschichte von Familien des höheren Bürgertums – z. B. aus den Reihen der württembergischen Ehrbarkeit – gebe, jedoch keiner von Handwerkern und kleinen Bauern über mehrere Generationen hinweg. Darauf hatte einer aus der Runde begonnen, aus dem Stegreif seine eigene Geschichte und die seiner Familie zu erzählen. Andere

folgten ihm. Und siehe da: Die Zahl derer, die aus Handwerker- und Bauernfamilien stammten, war mindestens so groß wie die aus dem mittleren und gehobenen Beamtentum. Die professorale Selbstrekrutierung, die an der Tübinger Universität bis weit ins 19. Jahrhundert dauerte, hatte sich durch die beiden Weltkriege und deren Folgen ohnehin überlebt. Die kurzzeitig aufkommende Idee wie in den Zeiten der Romantik eine solche »Ahnen«-Geschichte als Gemeinschaftswerk zu verfassen, wurde – vielleicht etwas zu rasch – verworfen, nachdem einer der Teilnehmer dazwischen gerufen hatte: »Warum nicht gleich spiritistische Sitzungen und Tische-Rücken, um mit der Welt der Verstorbenen Verbindung aufzunehmen!?!«

Da Thomas in dieser Diskussion kurz auf seine Biografie eingegangen war, kam der Hinweis an die Organisatoren der Nobelpreistagung vermutlich aus dieser Runde. Er hatte dabei erwähnt, dass er sich im Jahre 1963 im Zuge eines Forschungsstipendiums für seine Doktorarbeit an der Universität Chicago aufhielt, in jenen Monaten also, in denen das große Werk von Milton Friedman und Anna Schwartz zur Finanzgeschichte der USA seit dem Ende des Bürgerkrieges erschienen war. Darin war der *Großen Depression* ein zentrales Kapitel gewidmet worden. Beide Autoren sahen die Krise vor allem durch die Politik des amerikanischen Zentralbankensystems verursacht, die nach dem Börsencrash vom Oktober 1929 die Geldversorgung radikal eingeschränkt habe. John Kenneth Galbraith fügte diesem Befund die These von der unkontrollierten Allmacht der Investment-Trusts hinzu.

Andere Autoren wie Charles Kindleberger betonten stärker die globalen Ursachen der Krise. Nicht zuletzt die Tatsache, dass Großbritannien seine frühere Rolle als zentraler Akteur der Weltwirtschaft nicht mehr spielen können und die USA zur Übernahme dieser Rolle noch nicht bereit gewesen wären und statt den Welthandel zu fördern die Zölle erhöht hätten. Diese und andere Erkenntnisse über die Krise waren unter Wirtschaftshistorikern mehr oder minder zum Allgemeinut geworden.

Kontroverser verlief die Diskussion über die besonderen Ursachen und Folgen der Krise in Deutschland sowie deren Anteil am Sieg der Nazi-Bewegung 1933.

Den Kritikern der Deflationspolitik (1930 bis 1932) aus den 1950er und den 1960er Jahren hielten deutsche sowie amerikanische Wirtschaftshistoriker seit Ende der siebziger Jahren die ökonomische Zwangslage entgegen, in der sich Brüning mit seiner Taktik der raschen Beendigung der Reparationszahlungen befunden habe. In solchen Analysen spiegelte sich ein Stück Zeitgeist, der im Zeichen der ersten Ölpreiskrise von 1973 etwas voreilig von den Chancen staatlicher Konjunkturpolitik à la Keynes Abschied nahm. Thomas selbst hatte sich an dieser Debatte nur einmal öffentlich beteiligt.

Er hatte kritisiert, dass Brüning nach dem vom amerikanischen Präsidenten Hoover im Juni 1931 verkündeten Moratorium für die Reparationszahlungen nicht zu Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen übergegangen sei. Diese hätten ohne großen Aufwand durch Steuergutscheine finanziert werden können. Stattdessen hatte Brüning den damals zu Vorträgen vor deutschem Publikum eingeladenen Keynes dringend gebeten, entsprechende Vorschläge von Gewerkschaften und Wissenschaftlern nicht positiv zu kommentieren.

Daneben hatten die von Brünings Außenminister geplante deutsch-österreichische Zollunion Frankreich ausgerechnet zu einem Zeitpunkt vor den Kopf gestoßen als deren dadurch neu aufgeflammete Gegnerschaft die deutschen Bankenkrise im Sommer 1931 erheblich verschärfte. Schließlich kam Brünings enorme Naivität gegenüber Hitler hinzu. An die Solidarität der Frontsoldaten appellierend offenbarte er diesem in zwei Gesprächen im Herbst 1930 und 1931 seine Pläne zur Beseitigung der vom Versailler Vertragswerk Deutschland auferlegten Lasten und Beschränkungen. Sein Versuch, Hitler und dessen Bewegung als eine Art nationale

Opposition zu gewinnen, schlug völlig fehl. Stattdessen räumte Brüning's Politik weitgehend die Startbahn frei, auf der Hitler ab 1933 seine für Deutschland und Europas so verhängnisvollen Pläne verwirklichen konnte.

Nachdem er diese Kritik in einer vielgelesenen Zeitschrift veröffentlicht hatte, warfen ihm etliche seiner Fachkollegen vor, er habe vor allem politisch und nicht ökonomisch argumentiert. Als ob vor allem die Jahre seit 1914 nicht dadurch geprägt worden waren, dass politisches und ökonomisches Handeln oder Unterlassen in deren Wirkungen sich stärker als jemals zuvor miteinander verflochten hatten.

Obwohl dies mehr als drei Jahrzehnte her war, erinnerte er sich an das nachfolgende Gemunkel von Kollegen, seine Aussichten auf einen Lehrstuhl hätten sich »verdüstert«. Er gab wenig darauf. Er hatte schon einmal beträchtliche Einkommensverluste in Kauf genommen, als er von der Privatwirtschaft an die Universität wechselte, um sich auf seine Habilitation vorzubereiten. Damals waren es seine Kollegen in der Industrie, die ihn Spott und Hohn spüren ließen.

### *Die Mutter Dorothea*

Dorothea, seine Frau, trug trotz wachsender Kinderzahl als Studienrätin genügend zum Familieneinkommen bei, um solche Verluste verschmerzen zu können.

Obwohl in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre der Stellenmarkt für Historiker deutlich geschrumpft war, wollte es der Zufall, dass ihm bald nach dem »Gemunkel« zwei Lehrstühle angeboten wurden: ein Lehrstuhl in Berlin und einer in Tübingen. Er tat sich schwer mit der Entscheidung. In Berlin hatte er Jahre zuvor zwei Semester lang einen Lehrstuhl vertreten.

Mit den Kollegen dort hatte er sich gut verstanden. Das schnoddrige, oft hochnäsige klingende Idiom der Berliner hatte ihm nicht missfallen, auch wenn er es als ehemaliger Göttinger Student nicht für den Ausbund des Hochdeutschen hielt. Das kulturelle Angebot war kaum zu überbieten. Das hatte selbst Dorothea beeindruckt, deren rheinische Umgebung alles andere als eine kulturelle Wüste war. Da dort auch das Gros ihrer Verwandtschaft und ihrer Freundinnen beheimatet war, schien Tübingen anfangs überhaupt nicht in Frage zu kommen.

Ausgerechnet Dorothea war es dann, die ihn drängte den Tübinger Ruf anzunehmen. Wie das?

Dahinter steckte eine kleine Verschwörung zwischen ihr und Erwin Zeller, dem Halbbruder seines Vaters. Es hatte lange Jahre gebraucht, bis er dahinter kam, wie sie ausgeheckt wurde. Als der Onkel vom Tübinger Ruf seines Neffen erfuhr, rief er wenig später Dorothea an. Sie berichtete, dass die Waagschale sich Richtung Berlin neige. Die politischen Risiken seien nach dem Abschluss der Ostverträge begrenzt und die Mauer – jedenfalls von westlicher Seite – durchlässiger geworden. Beide seien der ständigen Herumzieherei in Mietwohnungen müde, wollten sich dort fester etablieren und ein Häuschen mit Garten erwerben, damit auch die Kinder etwas davon hätten. Überdies habe sie Aussicht auf eine Zweidrittelstelle an einem Zehlendorfer Gymnasium.

So, so habe der Onkel am Telefon gesagt und nur gemurmelt, es wäre schade, wenn dieser Bescheid das letzte Wort sei. So hatte ihm Dorothea lange hinterher das Telefonat gebeichtet. Denn der Onkel hatte sie gebeten, Thomas davon nichts zu erzählen. Leise Zweifel, ob der



Onkel ihr gegenüber keine Andeutungen über weitere Schritte gemacht hat, waren ihm schon gekommen, als dann dessen schriftliches Angebot vorlag, ihnen beiden sein Wohnhaus unterm Philosophenweg innerhalb der nächsten zwölf Monate zu übertragen, falls Thomas in Tübingen annehme. Er selbst beanspruche für seine letzten Lebensjahre – er sei jetzt 85 Jahre alt – nur das Wohnrecht im Halbgeschoß des Souterrains und das obere Turmzimmer, in dem sich seine Bibliothek befinde.

Für diese Zeit würde er der Familie nicht zur Last fallen, seine langjährige Wirtschaftlerin Sorge für ihn. Falls er der Pflege bedürfe, würden Pflegekräfte eingesetzt werden. Im Übrigen könne das Innere des Hauses nach den Bedürfnissen der Familie umgebaut werden. Nur Dach und Fassaden stünden unter Denkmalschutz.

Dorothea hatte – wie zumeist – den Briefkasten geleert und den Brief des Onkels ganz unten in den Stapel der an Thomas adressierten Post gelegt. Sie schien auch anfangs desinteressiert zu sein, als er kurz vor dem Abendessen kopfschüttelnd mit dem Brief in der Hand in die Wohnküche trat, in der sie das Essen für die beiden noch im Kinderzimmer und Flur spielenden Kindern vorbereitete. Als er ihr von dem Angebot berichtete, zog sie die Schultern hoch und meinte »Lass uns darüber reden, wenn die Kinder im Bett sind. Heute bist du dran mit Vorlesen«. Sie machte wie schon in den Tagen zuvor einen etwas erschöpften Eindruck. Er half ihr so weit es mit der Professur noch vereinbart war, die er zwei gute Autostunden vom Wohnort entfernt vor zwei Jahren hatte annehmen müssen, weil seine hiesige Dozentenstelle befristet war. Auch solche Umstände konnten Schuldgefühle erzeugen.

Als die beiden Kinder versorgt waren, gab ihr Thomas den Brief. Sie hatte sich in eine Sofaecke gekuschelt und ihre Beine unter eine Decke geschoben. Sie fror. Nachdem sie den Brief überflogen hatte, schwiegen sie sich beide minutenlang an. Dann fragte sie fast beiläufig: »Können wir ein so großzügiges Angebot einfach ablehnen?« Als er seine skeptische Miene behielt, bohrte sie weiter: »Sind es immer noch die alten Geschichten? Du hast mir doch erzählt, wie gut du dich anfangs mit ihm verstanden hast.«

Das stimmte. Er erinnerte sich: 1957 gehörte er zum ersten Jahrgang, der nach dem Abitur den Wehrdienst abzuleisten hatte. Von Sigmaringen aus, wo er in einer Einheit der dortigen Panzergrenadierdivision diente, war er mehrere Male zum Onkel nach Tübingen gefahren. Aus Neugier durchbrach er den Bann, den vor allem seine Mutter über Kontakte mit dem Onkel verhängt hatte. Grund des Streits war ihr ehrenamtliches Engagement im Dritten Reich, das von diesem heftig kritisiert worden war.

Seine sonst so warmherzige, ihren Mitmenschen zugewandte Mutter konnte richtig böse werden, wenn – was selten genug geschah – die Rede auf diesen »alten Hagestolz« kam: er habe es nicht einmal zu einer Frau gebracht. Sein im Amerika der zwanziger Jahre wenn nicht ergaunertes, so doch auf dunklen Wegen erworbenes Vermögen werde er sicher einmal einer Stiftung vermachen und die Verwandtschaft in die Röhre gucken lassen. So oder ähnlich lautete das Verdikt der Mutter. Der Vater blieb meist stumm, weil er über seinen Halbbruder nichts Böses sagen wollte.

Das Kuriose an seinen, Thomas' Gesprächen mit dem Onkel war, dass sie sich gleich zu deren Beginn gut verstanden. Ausgerechnet Geschichte wurde zu ihrem zentralen Thema. Thomas hatte als Schüler Geschichte als Hobby betrieben. Ähnlich wie er zuvor als elf- und zwölfjähriger alle Karl-May-Bände der Stadtbibliothek verschlungen hatte, griff er wenig später zu den Bänden von Ranke, Droysen, Treitschke, Kugler und anderen Autoren der preußisch-deutschen Historie, die 1945 seine älteren Brüder aus den Vernichtungsaktionen der französischen Besatzungsmacht gerettet und nach Hause geschleppt hatten.

Aus solchen Schwarten wie später aus einer von den Amerikanern gestifteten Bibliothek als

einer Art Kontrapunkt hatte er sich eine Menge historisches Wissen angeeignet, mit dem er, sonst ein mittelmäßiger Schüler, prunken konnte. Nur einmal, in der Oberprima, versuchte ihm ein Geschichtslehrer die Freude an der Geschichte zu vergällen. Er hieß Reinhold Krause und war – wie er erst Jahrzehnte später erfuhr – nach 1933 selbst den Deutschen Christen zu weit rechts geworden.

Für Krause war mit der Niederlage von 1918 Preußens Gloria vergangen und mit ihr die preußische Pickelhaube, die er für eine besondere Gabe des lieben Gottes hielt. So gab sein Geschichtsunterricht Anlass zu manchen Kontroversen, die seine Klassenkameraden mit Spannung und meist zustimmend begleiteten.

Das verdross den Lehrer so, dass er ihn mit der Note drei für die mündliche Abprüfung einreichte. An dieser waren nicht nur Krause, sondern der Direktor der Schule – aus einer alten Kölner Jakobinerfamilie stammend und von 1933 bis 1945 Emigrant in der Schweiz – sowie ein vom Oberschulamt bestellter Prüfungskommissar beteiligt. Sie ließen Krause rechts liegen und prüften Thomas über die Freiheitsbewegungen im 19. Jahrhundert – von Griechenland bis Lateinamerika – und hoben ihn auf eine glatte Eins, die schon in früheren Zeugnissen einsam die Noten in den anderen Fächern überragte.

Zeitweise hatte er es in naturwissenschaftlichen Fächern wie Chemie und in der Mathematik auf eine Zwei gebracht. Das Gymnasium in der Stadt am See und Rhein, wie sie sich stolz nannte, war in früheren Jahren eine Oberrealschule. Der Unterricht fand in Räumen statt, die stufenweise den im Halbrund aufgebauten Hörsälen der Hochschulen glichen.

Unten konnten auf langen Experimentiertischen Versuche vorgeführt werden. In den anderen Räumen der naturwissenschaftlichen Abteilung waren die Apparaturen und Anschauungsobjekte aufbewahrt. Lange Zeit war er besonders von der Chemie angetan. Auch weil der Chemielehrer an einem Nachmittag in der Woche eine Arbeitsgemeinschaft anbot, in der sie unter seiner Anleitung selbst experimentieren konnten. Wie das zischte und stank! Er war es auch, der besonders interessierte Schüler im Jahr vor dem Abitur auf die Lindauer Tagung der Nobelpreisträger mitgenommen hatte. Als die Hahn, Heisenberg, Bohr, Pauli, v. Weizsäcker den Tanz der Formeln und Gleichungen – von denen er nur wenige kannte – im Geschwindigkeit an der schwarzen Tafel zelebrierten, um das Für und Wider der von Heisenberg angestrebten Weltformel zu erörtern, verstand er nur noch Bahnhof.

Dieser Disput überstieg bei weitem sein kärgliches Schulwissen.

Der Onkel hatte seiner Zeit diesen Bericht von Thomas mit einem geduldigen Lächeln zur Kenntnis genommen. Als er davon sprach nach dem Wehrdienst vielleicht Geschichte studieren zu wollen, hatte ihn der Onkel in dieser Absicht bestärkt. Er riet ihm aber, neben historischen Seminaren und Vorlesungen auch bald volkswirtschaftliche und juristische Veranstaltungen zu besuchen. Spätestens nach dem dritten auf vierten Semester sollte er entscheiden, welcher Studiengang zunächst zu einem ersten Abschluss führen würde. Warum? Hinter den Haupt- und Staatsaktionen steckten meist Verflechtungen von materiellen und immateriellen Gruppen- und Klasseninteressen, die sich nicht immer nach dem Willen der Hauptakteure, öfter gar hinter deren Rücken entwickeln würden. Dabei dürfe die Dynamik immaterieller Interessen nicht unterschätzt werden, wenn den Menschen als ideologisches oder religiöses Ziel ein irdisches oder himmlisches Paradies verheißen werde.

Um diese Wirkungszusammenhänge zu erkennen, bedürfe es nicht nur der Erforschung der politischen und militärischen Geschichte, sondern auch der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bedingungen sowie der kollektiven Psyche und deren Beeinflussungsmechanismen.

Solche Zusammenhänge seien nicht nur in der Moderne zu erkennen, sondern auch in

früheren Epochen. Als er selbst vor beinahe einem halben Jahrhundert seine Doktorarbeit über gotische Kathedralen in Frankreich begonnen habe, sei er auf die skizzierten Kräfte, Antriebe und Ziele gestoßen, obwohl die Quellen meist spärlicher als in späteren Epochen geflossen seien. Dabei seien Lebensbeschreibungen einzelner Akteure oder kleiner vernetzter Gruppen oft hilfreich. In diesen verdichte sich das Zusammenwirken der wichtigsten Kräfte des Geschehens. Der Zufall, der in der Persönlichkeitsstruktur des oder der Handelnden liege, müsse allerdings stets beachtet werden.

Diese Hinweise des Onkels hatten ihm sehr eingeleuchtet. Hingegen störten ihn abfällige Bemerkungen über die Haltung seiner Eltern in den Jahren ab 1933. Während der ersten beiden Besuche hatte er diese gelegentlichen Spitzen noch hingenommen. Als der Onkel im dritten Gespräch mit ähnlichen Tiraden aufwartete – die Verletzungen durch die Isolation von der Familie war in der Einsamkeit des Alters noch spürbarer geworden – hielt er ihm vor, dass er die Lage seiner Eltern nie verstanden habe. Sie hätten wie Millionen Anderer in erster Linie für ihre Kinder da sein müssen. Er selbst habe ja nie für andere sorgen müssen. Ein Wort gab das andere. Und so schieden auch sie im Streit. Dabei blieb es während vieler Jahre.

Als Dorothea und er zehn Jahre später heirateten, gratulierte der von einer entfernten Verwandten informierte Onkel dem jungen Paar. Den mitgesandten Scheck wollte er im ersten Moment wieder zurück schicken. Als er Dorothea den alten Streit als Grund nannte, schalt sie ihn: »Neulich war ich wieder auf dem Friedhof beim Grab meiner Großeltern. Da liegen allzu viele, die sich oft um Kleinigkeiten bis aufs Blut zerstritten und sich so das Leben und meist auch das Sterben vergällt haben. Nimm den Scheck doch als Zeichen der Versöhnung und als Versuch, mit warmer Hand zu geben«. Es ging um einen namhaften Betrag. Dorothea schrieb dem Onkel einen Dankesbrief und ließ ihn – widerwillig wie er in seiner alemannischen Sturheit war – als ersten unterschreiben. Ingeheim gab er ihr recht und pries sich eine so lebenskluge Frau gewählt zu haben, obschon er es war, der von ihr gewählt worden war. Wenn sie ihn später etwas ärgern wollte, sagte sie: »Ich hatte die Wahl zwischen einem, bei dem ich im Kino nicht laut lachen durfte und einem anderen, dem in Paris die Füße zu schnell weh taten. Da bleibst nur du übrig. Da konnte ich nicht nur im Kino laut lachen; auch hattest du immer einen Schirm dabei und mir bei Spaziergängen im Winter die kalten Füße gewärmt«.

Ein Jahr später, als Christoph geboren wurde, schickte Dorothea dem Onkel eine Anzeige. Dieser reagierte mit einem längeren Brief (nebst großzügigem Geschenk), indem er Interesse an der Entwicklung des Kleinen bekundete. Von nun an berichtete Dorothea ihm regelmäßig über dessen erste Zähne, ersten Schritte und die ersten Worte. Die gerade damit verbundenen Mühen verschwieg sie ihm. Das so geknüpfte Band verstärkte sich noch, als vier Jahre später Andreas, der zweite Sohn geboren wurde.

Als dieser noch kein ganzes Jahr alt war packte Dorothea ihn ins Auto – es waren Faschingsferien – und fuhr mit ihm nach Tübingen.